



## Das Schicksal.

Von Oskar Maurus Fontana.

Sie war achtzehn Jahre alt und hieß Lina und war von Salzburg nach Wien gekommen. Bisher hatte sie bei Verwandten gelebt, ihnen in der Wirtschaft geholfen, aber das war jetzt aus. Dem Mann waren die Geschäfte schief gelaufen, da hatte er dem Erdteil geflucht, auf dem er geboren worden war, und wollte mit seiner Frau nach Amerika. Im Haus standen gepackte Körbe, Fremde kamen, besahen die Möbelstücke, schätzten sie ab, indes die Frau heimlich ein Schluchzen niederkämpfte. Lina wurde von einer der Freundinnen der Frau einem Inspektor in Wien empfohlen. Und so war sie denn gekommen, nicht traurig über den Abbruch eines Heimtes, in dem auch sie gelebt hatte, über den Weggang lieber Menschen, sondern voll der nachschaffenden Neugier des Kindes, unbefümmert, seiner gewiß und vertrauend.

Aber nach den ersten Tagen des Schauens in ein Neues fühlte sie die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Hatte sie sich in Salzburg in ein Hauswesen gefügt und es zu führen mitgeholfen, war sie doch immer unter ibersgleichen gewesen. Hier aber war sie mit einem Male minder, war Magd geworden. Sie mußte in der Küche schlafen, in einem schlechten Bett, dessen Lächer und Decken nie an die frische Luft kamen. Das Fenster der Küche führte auf den Gang, die Fenster drinnen im Schlafzimmer gingen in den Hof, und hier wurden die Bettstücke der Herrschaft gelüftet. Als sie auch ihre darunter legen wollte, hatte die Frau grobe Worte gehabt. Für ihr kleines, geflochtenes Körbchen war im kleinen Raum kein Platz, und da das Klosett so gebaut war, daß es unterhalb des hochangebrachten kleinen Fensters in der Mauer eine Einbuchtung gab, so war dieser Winkel der geeignete Aufbewahrungsort für den Kram ihres Lebens geworden. Mühsam mußte sie ihn herunterholen, mühsam hinaufheben.

Die Leute, bei denen sie diente, waren nicht unfreundlich. Aber es waren kleine Leute, die nicht ohne viel Mühen zum Inspektorsrang gestiegen waren, und denen es jetzt wohlthat, irgend jemand fühlen zu lassen, wie tief unten er stand. Von den knapperen Zeiten her hatte sich die Frau jedoch den Geiz bewahrt. Nichts als Schlüsselböcher gab es in der Küche, und von jedem war der Schlüssel abgezogen, und jeder war bei der Frau. Was aus den vielen Schränkchen und Kästchen kam, wurde auf das genaueste ausgewogen, Lina eingehändigt. Der Rest, der auf der Wage liegen geblieben war, wurde fein

jäuberlich zusammengesegt und mit Mühe und Sorgfalt wieder in das Papierjäckchen getan. Das Essen war spärlich. Zu Abend gab es nur Kaffee und eine Brotschnitte. Nie war Lina so hungrig gewesen wie jetzt, gierig und rasch schob sie jedes liegengebliebene Krümelchen Brot in den Mund. An den Sonntagnachmittagen meinte die Frau: „Du bist achtzehn. Die Großstadt hat viele Versuchungen. Bleibe zu Hause. Hüte die Wohnung.“ Dann ging die Frau Inspektor mit ihrem Mann, der ein rotes, geschwollenes Gesicht mit einem Zwicker hatte und zu allem „Ja“ sagte.

An solchen Nachmittagen schaute sie zu den Fenstern der Zimmer drinnen hinaus. Sie gingen in einen Hof, in dem ein Baum gebückt wie ein Pilzchen da stand. Sie blickte in viele Wohnungen. In einer sah sie oft eine Frau auf einem Divan liegen und gähmend aus einem Roman lesen. An einem gegenüberliegenden Fenster der Zimmer drinnen hinaus. Sie ging dem Gesicht und tiefstehenden Augen. Er starrte stundenlang bis in die Dämmerung zu ihr hinüber. Einmal erschien er splitternackt in der Fensteröffnung. Lina fuhr zurück. Sie hatte nie mit Männern zu tun gehabt, sie hatte nie geliebt. Ihr graute vor dem Bild des nackten Knaben. In der Nacht konnte sie nicht schlafen.

Frühmorgens, wenn sie auf dem Gang die Kleider putzte, gingen viele an ihr vorbei. Mädchen, die ins Geschäft gingen, Männer, die sich noch rasch eine Zigarette anstreckten. Sie sah niemand an und sprach auch mit keinem der Dienstboten im Hause, die die Treppe mit kleinen Besorgungen herunter- und hinaufließen. Darum nannte man sie im Hause hochmütig und eingebildet. Der Frau aber war diese Zurückgezogenheit gerade recht. „Wenigstens wird sie nicht von den andern verdorben,“ sagte sie zu ihrem Mann.

Von den vielen Vorübergehenden blieb immer ein dicklicher Herr mit frohschaffigen Schlemmeraugen bei ihr stehen, wie zufällig. Wald hatte er sie in ein Gespräch gezogen. Ob sie nie ansähe, ob sie nicht mit ihm einmal ein wenig bummeln wolle, unschuldig, aber bis in die Nacht — und dabei kniff er das linke Auge zu und pffiff durch die Zähne —, er sei Ingenieur, er habe auch ein Auto, wenn sie mit ihm fahren wolle, werde er ihr schöne Sachen zeigen. Wie alt sie sei? Und er dehnte dann: „achtzehn Jahre“, mit einem schmalzigen Angesicht. Er brachte auch seinen Mund in die Nähe des

ihren, ein heißer Brodem wehte sie an, sie beugte sich rüdling. Er sah sich um, ob es Zuseher gegeben habe, drückte dann an seinen Hut und lief die Stufen hinunter. Aber in jeder Frühe begrüßte er sie so und trat ganz dicht an sie heran. Einmal griff er nach ihr, sie schlug die Hand, er lachte.

Sie mochte ihn nicht. Aber sie besah sich jetzt oft im Spiegel.

Immer mehr zur Qual wurde ihr das Haus, sie hatte Hunger, es gab keinen Sonntag, vielleicht wäre sie doch gerne mit dem Auto gefahren. Sie hatte keine Freundinnen in der Stadt, sie war allein, sie war unglücklich. Oft weinte sie in ihrem Bett, das bei der geringsten Bewegung wie ein Lungenkranker pfeifend ächzte. Sie wollte weg, anderswohin, aber sie hatte nicht den Mut, es zu sagen, zu kündigen. Als aber die Rot ihres verwirrten Herzens gar zu groß wurde, faßte sie eines Sonntags nachmittags den Entschluß, nahm, nachdem die Herrschaft ausgegangen war, ihr geflochtenes Reisekörbchen aus seinem Versteck, gab die Wohnungsschlüssel der Hausbesorgerin und trat auf die Straße. Ihr Dienstbuch wollte sie sich morgen holen lassen.

Sie war froh und lustig. Es war ein schöner Nachmittags im März und es roch nach Frühling. Noch waren die Straßen feucht, aber ein Lindes lag in der Luft. Sie ging die lange Straße entlang, sie hatte keine Sorge, sie wollte nur Entfernung zwischen sich und dieses Haus bringen, sie hatte nicht einmal Schadenfreude, sondern nur die Lust des Geretteten. Leicht trug sie ihr Köbchen, sie merkte die Last gar nicht. Ihr fiel ein, daß sie den Kamm und die Bürste in der Eile vergessen hatte, aber es tat ihr nicht leid. „Ich werde mir neue kaufen,“ lachte sie Rascher als die Sonntagsspaziergänger ging sie. Manchmal hatte sie Angst, der Frau Inspektor plötzlich entgegenzutreten. Ihr war, sie müßte dann anfahren und würde geprügelt wie ein verlaufenes Kind und müßte weiter die verhaßte Arbeit tun.

Wädlich stand sie auf dem Stephansplatz. Als sie den Turm vor sich sah und den Platz, auf dem sie schon gewesen war, fiel ihr erst ein, daß sie fremd sei, daß damit ihre Ortskenntnis ende. Neugierig fragte sie: Was weiter und wohin? Alle Kühnheit war fort und am liebsten wäre sie noch in ihrer Küche mit dem Fenster auf den Gang gewesen. Bögernd blieb sie stehen und sah sich nach allen Seiten um. Es gingen

wenig Menschen, der Graben war fast leer und auch der Plak. So stand sie vor dem Stock-im-Eisen, lange.

Ein Wachmann, der sie beobachtet hatte, trat auf sie zu. Sie erschrak. Er aber war freundlich und fragte, ob sie auf wen warte. Sie erzählte, sie sei fremd in Wien und wisse nicht, wohin sie solle. Er würde eifrig. Woher sie sei? Als er das hörte, wurde sein gutmütiges Gesicht unter dem Helm das eines Bauern. Auch er sei vom Land. Aus dem Waldviertel. Er wisse Quartier für sie. Ein gutes kleines bürgerliches Hotel, wo sie vor allen Anfechtungen sicher sei. Ob er sie einmal sehen könne? Uebermorgen vielleicht? Dienstag sei er dienstfrei. Ja? Beim Hochstrahlbrunnen. Um 8 Uhr. Er werde in Zivil sein. Er habe Beziehungen in Wien, er werde sie gut unterbringen. Aber bis zum Hotel sei es weit, am besten sei es, sie führe mit einem Einspänner bis dahin, damit sie es nicht verfehle. Die Fahrt sei nicht so teuer. Ob sie wolle? Sie stand verlegen und wehrte sich nicht. Er rief einen Einspänner, sie setzte sich hinein. Er sah durch das offene Fenster in den Wagen und sagte salutierend: „Bis übermorgen.“ Dann griff das Pferd an. Sachte kam die Dämmerung. Sie lehnte sich in die alten, warmgerissenen Ledersitze zurück. Ihr schwindelte ein wenig. Sie schloß die Augen. Wie war das alles.

Der Wagen rollte weiter. Sie wußte nicht wie lange. Plötzlich gab es einen Knack. Sie wurde nach hinten geworfen. Dann stand der Wagen. Erschreckt blickte sie sich hinans. Das Pferd lag auf dem Boden. Der Kutscher war schon vom Pock gesprungen und nährte sich um das Tier. Ein paar Leute eilten zur Hilfe. Der Gaul blieb liegen. Nach einer Weile stieg sie aus. „Ja,“ sagte der Kutscher, „das Ross ist halt schon schwach.“ Es lag mit unendlicher Gleichgültigkeit da, die Beine lang von sich hingestreckt. Man gab Decken unter seine Vorderfüße, man knallte mit der Peitsche, man schlug es, man kitzelte es an den Rippen, ein Bäckerburische zog es am Schwanz, es rührte sich nicht, scharrte nur manchmal sonst den Asphalt mit seinem hinteren rechten Fuß. Lina blickte auf den braunen Körper, dessen Haare gefranst waren wie bei einem abgeessenen Samtsofa. Die Rippen drängten sich vor. Erbarmen packte ihr kleines ländliches Herz, und sie schüttelte sich. Der Kutscher bemerkte es mißbilligend. Das werde noch lange so dauern, er kenne den boshaften Krampfen, aber das Hotel sei nicht fünfzig Schritte entfernt, jemand könne sie hinführen und ihren Koffer tragen. Der Bäckerburische, leidenschaftlich am Schwanz des hingestreckten Tieres ziehend, witterte mit seiner Stumpfnase ein Geschäft, ließ ab, an den Haaren zu zerrn, gab dem Tier noch rasch einen Fußtritt und stürzte vor. Lina zahlte dem Kutscher den Fahrpreis, sie wurde verlegen, weil viele sie anstarrten, und folgte mit niedergeschlagenen Augen dem Jungen.

Sie kam vor das Hotel. Der Portier, ein scheinbar aussehender Alter, musterte sie, fragte: „Ein Zimmer mit einem Bett?“ Sie hatte Tränen in den Augen, als sie „Ja“ sagte. Der Portier läutete, der Hausdiener kam. Der Alte sagte mahnend „Zimmer 53“ und wendete sich ab. Der Bäckerburische starrte auf sein Trinkgeld, als sei es ihm zu wenig, und wich nicht von der Stelle. Der Portier warf ihn hinans. Lina folgte verstört dem Lohndiener über eine enge Stiege, über die ein Kokoskäufer gespannt war. In jedem Stockwerk trat das Stubenmädchen vor, den neuen Gast eindringlich prüfend. Das Zimmer 53 war im dritten Stock. Sie atmete erlöst auf, als der Diener, nachdem er den Koffer niedergelegt hatte, die Tür hinter sich schloß. Ihre erste Regung war: zu-

sperrern. Als sie es tun wollte, trat ein Stubenmädchen ein. Unter ihrem weißen Häubchen glänzte frech ein gefärbtes Rot. Sie brachte Wasser, räusperte sich fragend und verließ endlich das Zimmer.

Lina sperrte zu. Es war dunkel. Aber sie machte nicht Licht. Sie sah einen Kasten, ein Bett, einen Waschtisch, zwei Sessel, einen Spiegel. Sie trat vor ihn. Sein Silber gab ihr Ruhe. Sie trat ans Fenster. Draußen mußte ein Theater oder ein Varietés sein. Wagen fuhren vor. Damen, über deren nackten Schultern schwere Pelze lagen und aus deren unbedeckten Haaren wippend Reiterfedern sich hoben, stiegen aus den Equipagen. Herren mit Lackschuhen und Abendmänteln folgten lässig. Immer neue Wagen fuhren vor. Ein flimmernder Glanz kam verwirrend von unten. Ihre Wangen röteten sich. Dann kam kein Wagen mehr, dann wurde es leer.

Als sie wieder ihr Zimmer sah, fühlte sie ihre Armut zum ersten Male. Sie spürte Hunger. Aber sie wußte nicht, ihn zu stillen. In ein Restaurant zu gehen, schloß es ihr an Mut. In ihrem Beutel waren drei Kaffeebonbons, die ab sie jeß. Sie sah das Bett an, in dem sie schlafen sollte. Auf dem Bettuch gewahrte sie einen kaltergroßen Fleck.

Ihr wurde unangenehm. Wenn sie darauf zu liegen könnte. Sie mußte sich waschen.

Es wurde im Zimmer ganz dunkel. Beim Fenster sah sie auf ihre Uhr. Mühsam las sie

neun Uhr ab. Sie begann sich zu entkleiden. Zuerst langsam. Aber dann merkte sie die Kälte im Zimmer, und da warf sie rasch die Kleider ab, besah sich mit dem Hemd im Spiegel und schlüpfte ins Bett. Sie zog die Decke bis ans Kinn, die Tücher waren nassalt, ihr Körper schüttelte sich.

Auf einmal erinnerte sie sich an die Sicherheit ihrer Heimat, an Salzburg. Und dann wußte sie, daß das alles aus sei. Und der Ingenieur fiel ihr ein und der Wachmann und die Damen mit den Pelzen und der Gymnast und das rote Stubenmädchen und das gefallene Pferd. Sie bekam Angst. Aber auch im Dunkeln wußte sie nicht, wohin sie mit der Not ihrer Jugend sollte. Sie hatte das Gefühl, daß sich alle Entscheidungen nahen und daß sie nichts dazu tun könne. Sie fuhr aus den Kissen, richtete sich erschreckt auf. Aber der Kasten hatte ein braunes gedunenes Trinkergerüst, der Tisch stand wie zum Sprung auf sie da und der Spiegel war wie der Schlig eines zusammengekniffenen Auges. Sie wühlte sich wieder zurück. Tränen kamen ihr, viele Trübsal, kindische Tränen. Mit denen an den Mundwinkeln schlief sie ein. Ihre kurzen schwarzen Locken umringelten lieblich die kleine trotzigke Stirn. Mit einem Male ging von ihrem geschwungenen Mund ein Leuchten der zum Leiden und Lieben bereiten Empfängnis aus, wie es um die Jungfrau Maria gewesen sein mußte, als der Engel ihr entgegentrat und ihr das Schicksal kündete.

### Chinesisches Tuchweberlied.

Meine große Schwester webt Tuch.  
Mein großer Bruder verkauft Tuch.  
Verkauft Tuch und kauft Reis,  
Den hungernden Magen zu füllen.

Meine große Schwester webt Tuch.  
Mein großer Bruder webt Tuch.  
Unser Kleinstes trägt zerlumpte Hosen,  
Kein Tuch zum Flicken.

Meine große Schwester webt Tuch.  
Mein großer Bruder verkauft Tuch.  
Wer kauft Tuch?  
Der steinreiche Mann dort.

Hausgewebtes Tuch ist grob;  
Ausländisches Tuch ist weich,  
Ausländisches Tuch ist billig.  
Dem reichen Mann gefällt es.

Keiner will hausgewebtes Tuch,  
Mein Bruder und meine Schwester  
sterben Hungers.

### Untergang einer Tierfarm in der Sowjetunion.

„Pravda“ berichtet über das Schicksal einer der besten Pelztierfarmen, die an dem Sowjetbureaukratismus zugrunde geht.

Diese Tierfarm befindet sich in Sibirien, im Baikalseegebiet und gehört zu einer der hervorragendsten Tierfarmen in Amerika und Europa. In bezug auf die Zobelfucht wird sie durch keine andere Tierfarm der Welt übertroffen.

Hier wurden die seltensten Exemplare von Blau- und Silberfuchsen sowie Zobeln gezüchtet. Die verschiedenen Kreuzungsversuche zeitigten

interessante Ergebnisse. Aus Kanada und anderen Mittelpunkten des Raubhandels trafen zahlreiche Anfragen und Angebote über den Ankauf der Tiere zu Höchstpreisen ein. Diese Tierfarm konnte zum Mittelpunkt der Versorgung anderer Tierfarmen in der Sowjetunion werden und hat lebende Valuta geschaffen, die leicht gegen Gold ausgetauscht werden konnte.

Die sibirische Landesverwaltung jedoch, zu der diese Farm gehörte, schenkte ihr kein Interesse, sorgte nicht für die Zusendung der notwendigsten Mittel und ließ die verzweifeltsten Anfragen unberücksichtigt. Der Farmdirektor Prof. Dorogostajski, der in den Hungerjahren 1921 bis 1922 unter großen Opfern die Farm vom Untergang rettete, erhielt schließlich von der zuständigen Stelle nach endlosen und dringlichen Bitten um Geldsendung für den Unterhalt der Tiere und der Wärter folgende Antwort: „Verkaufen Sie die Farm und zahlen mit dem Gelde die Gehälter aus.“

Es blieb dem Direktor nichts übrig, als die Farm an die Irkutsker Universität zu verkaufen. Aber die Universität begnügte sich mit einer einmaligen Zuwendung in Höhe von 500 Rubeln und kümmerte sich nicht mehr um das weitere Schicksal der Farm. Der Direktor konnte es nicht übers Herz bringen, die Tiere verhungern zu lassen und gab für ihre Ernährung 400 Rubel aus eigener Tasche aus. Seine Frau ging täglich auf den Fischfang und teilte den Gang zwischen ihrer Familie und den Blaufüchsen. Diese Nahrung reichte jedoch für die Tiere nicht aus und sie begannen einander aufzufressen. Auf diese Weise kam der berühmte zahme Zobel um, der die Bewunderung der Ausländer erweckte. Die besten und schönsten Exemplare der Zobel und Füchse gehen zugrunde. Das Moskauer Wissenschaftliche Amt löst alle Anfragen und Bitten unbeantwortet. Zur Rettung der Farm sind kaum 10.000 Rubel erforderlich. „Ungefähr so viel,“ so bemerkt die „Pravda“, „wie bei uns mitunter für zwei schöne, bequeme, interessante . . . und zwecklose Studientreffen ins Ausland ausgegeben wird.“

# Marie Antoinette.

Nachstehend veröffentlichen wir mit freundlicher Genehmigung der Verlagsfirma eine Charakteristik der beliebtesten französischen Königin aus dem im Laufe dieses Monats erscheinenden Buche „Glanz und Elend berühmter Frauen“ von Franz Blei. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin; Preis geheftet 6 Mark, in Ganzleinen 10.50 Mark.)

Als Frau Geoffrin, die brave Bourgeoise mit dem noblen Tic, auf der Reise zu ihrem polnischen König in der Wiener Hofburg Station machte, da hob ihr die Kaiserin die gehnjährige Maria Antonia in die Arme: „Nehmen Sie sie mit! Nehmen Sie sie mit!“ Fünf Jahre später, im April des Jahres 1770, nahm den durch Prokuration dem achizehnjährigen Dauphin vermählten Badisch der französische Geschäftsträger mit in den Glanz und das Elend ihres Schicksals. Damit war das letzte und wichtigste Feld im Spiele der politischen Sicherungen, wie es die große Mutter von zehn lebenden Kindern mit dem politisch überschüpften Einsatz dieser ihrer Kinder trieb, besetzt. Und ohne Ermüden mahnt und sorgt sich nun die Mutter, daß die im Innersten ihres Herzens vielleicht freudhaft gefühlten Opfer sich rechtfertigen durch den guten Dienst, den ihre Töchter leisten dem Manne als unterworfenen Gattin, dem Staatswohl durch kluges Verhalten, dem Volke durch gutes Beispiel eines tugendhaften, gottgefälligen Lebens.

Es muß Maria Theresia nicht leicht gewesen sein, Frau Pompadour mit „liebe Cousine“ anzureden. Und schwer rang es sich aus ihrem Herzen, verständlich der Tochter zu raten, Frau Dubarry nicht zu brüskieren, wie es der von den Schwelstern des Königs beratene Badisch am liebsten täte, aus Uebermut, nicht aus Selbstgefühl. Vielleicht hat es die Kaiserin als die ihr von Gott zugewiesene Aufgabe betrachtet, die Tradition der bourbonischen Könige, Nebenfrauen zu haben, zu brechen. Die Briefe an die Tochter, die ihr Gott als das Mittel gab, diese Aufgabe zu lösen, sind immer wiederkehrende Mahnungen, sich dem Manne unentbehrlich zu machen, indem man dem König nicht dreinredet. Nichts zu sein als Gattin und Mutter von möglichst vielen Kindern, rät die Mama in Wien, etwas altmodisch, wie die Kinder finden, guma! Marie Antoinette, die unbesorgt in den Tag hineinzuleben scheint, für keinen Klatsch mehr übrig hat als für die immer wieder erneuerte ernste Lektüre, es lächerlich findet, daß Mama ein Aufsehens macht von einem Armband, das zweihunderttausend Livres gekostet hat, oder vom Reiten im Hertenstich oder von einer 36 Zoll hohen Frisur. Die sorgende Mutter wird auf wienerisch, das den französischen Text unterbricht, grantig genannt.

„Ihre Schönheit“, schreibt ihr da die Kaiserin, „ist tatsächlich nicht so bemerkenswert. Ihre Talente und Kenntnisse — Sie wissen recht gut, daß das alles nicht existiert.“ Was sie besitze, ist Charme, Lebhaftigkeit, Wit, Herzengüte. Das sei alles ganz gut, aber damit allein komme man nicht durch im Leben. Sie möge sich doch auch mit ernensten Dingen beschäftigen. Aber sie sei faul und neugierig und affektiert. „Glauben Sie mir, der Franzose wird Sie höher schätzen und Sie mehr in Betracht ziehen, wenn er in Ihnen deutsche Solidarität und Aufrichtigkeit findet. Schämten Sie sich dessen nicht bis zur Eintlichkeit, eine Deutsche zu sein.“

Die Kaiserin fürchtete für das Frauenschicksal ihrer Tochter: wie üblich von einer Mätresse verdrängt zu werden in das stille Marthium eines Lebens zwischen Kloster und Grust. Das

zu vermeiden, hatte man sie erzogen zu Armut, Güte und auch zur Leichtigkeit, denn leichten Sinn verlangte eine in die Elegancen verlorene Nation von der Frau, wenn sie deren Tugenden hinnehmen sollte. Wendete sich aber das Schicksal der Gattin gegen ihre Tochter, dann war auch der politische Wert des französischen Bundesgenossen jüt Oesterreich verloren und das Opfer vergeblich gewesen. So sind die Briefe der Kaiserin an Maria Antoniette eine Trosttat über die Pflichten einer Königin von einem sublimes Machiavellismus, dem der Reinheit, und das Kind war eine bessere Schülerin, als die Lehrerin glanzte. Sie verstand es, ihre Jugend und ihre Naivität bewahrt in ihren Plan zu stellen, wenn sie älteste Oberhofmeisterinnen durch ihre Unbekümmertheit um das Zeremoniell zur Verzeiwung brachte, in Panemkleid und Schürze durch Säle und Terrassen lief, den Erstbeuten um den Arm hat. Die Achtzehnjährige hatte begriffen, daß sie, um die sieghafte Mätresse so zu bleiben, wie sie legitime Gattin und Königin war, zunächst die Etikette brechen und das Vergnügen vermenschlichen mußte. Sie wagte auch „androgyn“ warz wozu sie sich ermunterten Sultanen den Gärtel lockerer gemacht hatten. Sie versuchte es, die Tugend so liebenswürdig zu machen wie das Laster, geseit vor diesem durch ihre Unschuld. Sie gewann als Frau. Sie verlor als Königin, was mit solchem Mittel nicht mehr zu gewinnen war: Krone, Reich und Leben.

Sie hatte alle Welt gegen sich. Die Puritaner der Etikette zunächst. Ja, sogar die Royalisten: das erste Pamphlet gegen die Oesterreicherin hat Champeaux geschrieben. Aber vor allem alle Dubarrys des Hofes und der Stadt, die Kasse der Mätresses und ihrer Vermittler und alles, was von einer Mätresse lebte. Das sah die Gefahr, daß hier die Herrschaft einer bleiben sollte: die sie nicht usurpierte und erhob sich erschreckt, verzweifelt und einer Wut verbunden, voll Granjamkeit und Perfide, wie sie nur Frauen erfinden, die das Zepter verlieren. Und im Schrei der Tricotseusen, die den Kopf der Königin verlangten, wirkt diese Feindschaft noch sinnlos weiter, auf Trägerinnen dieses Hasses vererbt, die nicht wußten, warum sie haßten.

## Das Attentat.

Von László Argenta.

Die junge Großstadt brüllt. Straßenbahn, Autos, Motorräder, Droschken . . ., alle warten in bunter Reihenfolge, bis der Schutzmänn an der Straßenkreuzung das Zeichen zum Weiterfahren gibt. Alles ist ungeduldig. Der Droschkentrittscher will an seine Station, er hat seit früh morgens noch keine einzige Tour gemacht wegen diesen verfluchten Autos. Er spuckt aus, und der Speichel fliegt eben auf die grüne Mütze des Studenten, der die Leutstange eines Motorrades in der Hand hat. Der Student bemerkt es und flucht etwas über Bolschewistengejindel vor sich hin. Ganz leise, denn wenn er laut flucht, muß er achtzig Pengo Strafe zahlen. Der Chauffeur eines großen, schwarzen Autos ist auch unruhig. Wenn er nicht zur rechten Zeit beim Ostbahnhof ankommt, dann gibt es kein Trinkgeld und aus dem targen Lohn kann man doch nicht fünf Männer stopfen. Die ganze Reihe der Fahrzeuge dreht sich vor Unruhe. Menschen der Großstadt, die sich schwer mit den Hindernissen des Großstadverkehrs vertragen. Ganz hinten steht ein großes, grünes Auto. Es ist mit einigen schwarzen Buchstaben bezeichnet, die

aller Welt verkünden, daß es ein königlich ungarisches Postauto ist. Daß es ein königliches Auto ist, muß darum besonders hervorgehoben werden, weil das magere Gesicht seines Führers nichts „Königliches“ an sich hat. Er ärgert sich nicht. Pflichtbewußt und gelangweilt sitzt er da und denkt nach, ob er wohl noch die Zeit hätte, eine Pfeife anzuzünden. Er überlegt sich. Ja, es muß schon gehen.

Der Schutzmänn gibt das Zeichen, die Rakoczy-Straße ist leer geworden und nun rasen die Autos, Droschken und Motorräder in wütender Eile ihrem Ziele zu. Der Chauffeur des Postautos hat auch seine Pfeife angezündet und löst die Bremse, um auf die Rakoczy-Straße zu kommen, bevor der Schutzmänn die Richtung wieder verperrt. Er ist wieder voller Dienst-eifer und freut sich, daß die Pfeife nicht ausgegangen ist. Er fährt und kommt an die Ecke . . .

Aber da . . . — er sieht es nicht — der Schutzmänn gibt plötzlich in alle Richtungen das „Halt“-Zeichen. Er steht stramm, alle Glieder gestreckt und mit der Hand bei der Mütze schaut er erbebend ein großes Auto mit blauem Licht und goldener Krone, das in rasender Fahrt der Straßenkreuzung naht. Es ist das Auto des Reichsverwesers, der Insasse ist Nikolaus Horthy, den Tausende loben und anbeten, aber Millionen hassen und verfluchen. Er fühlt sich geborgen im großen Auto und denkt eben sicher an seinen Freund Mussolini, dem sein Ministerpräsident Berhlen eben Hunderttausende lebendige Arbeiter für einen Hasen angeboten hat.

Plötzlich ein schrillerer Stoß. Das königliche Postauto bog schon in die Rakoczy-Straße und sah nicht das Zeichen des Schutzmannes . . . Einige Glascherben . . . bleiche Gesichter . . . — und der Reichsverweser fährt mit zitternden Knien, aber schon wieder beruhigt, weiter, in derselben rasenden Fahrt, wie vorhin.

Um den armen Chauffeur des Postautos bildet sich eine dicke Menschenmenge. Der zittert, betastet den Kühler des Autos, greift nach seiner Mütze und sieht sich sehr unbehaglich zwischen den vielen Menschen.

„Attentat“, — flüstert die Stimme eines befoffenen Studenten, der sich eben den Tag vorher von einer Offiziersdame eine Geschlechtskrankheit geholt und jetzt kein Geld für die ärztliche Behandlung hat.

„Attentat“ — geht es von einem Munde zum andern, und alle drängen sich um den armen Mann, der einsetzt nachdenkt, was dieses Wort nur bedeuten mag. Er wird für die Menge immer interessanter — man hat doch so selten Gelegenheit, einen „Attentäter“ vor die Augen zu bekommen.

Zwei Schupplente treiben die Menge auseinander und setzten sich dann in das Postauto neben den Chauffeur. In langsamer Fahrt bewegt sich das Auto in der Richtung des Polizeipräsidentiums, um die welterschütternde Angelegenheit gründlich zu untersuchen, die durch das Anzünden einer Pfeife verursacht wurde.

So geschah es im Jahre 1927, an demselben Tag, als der ungarische Ministerpräsident Hunderttausende lebendige Menschen für einen Freihafen an Mussolini verkauft hat.



Wer sich's zur Pflicht macht, Vollstrecker, Diener, Mehreer, Ordner, unter Umständen auch Seher, Weder, Gesehgeber, Führer kollektiver Tendenzen zu sein, wer sich nicht damit begnügt, zu leben, sondern seine Kräfte anspannt, um zu beleben und sich in eine Gemeinschaft zu ergießen, der hat im Tode nichts zu verlieren: denn alles, was ihm wert war, behält er ohne Unterbrechung weiter. Leopold Ziegler.

# Mein Arbeitsweg.

Von Kurt Dahlitz.

Wenn die Sonne den Berg erklimmen hat und wie eine goldene Kugel an den Spitzen der Fichten steht, dann fluten die hellen Strahlen über die Berge und Täler da. Dann beginnt mein Aufbruch zur Arbeit.

Der Weg ist weit. Noch schlummert das Dörfchen. Vereinzelt schlängeln sich lichte Rauchschwaden aus den Essen Häuser. Die Hähne krähen. Die Lerche steigt trillernd in den blauen Aether, eine Amsel pfeift ihr Lied. Ein Hase tut sich gütlich an der frischen Saat. Vorsichtig äugend tritt ein Reh aus dem Dickicht, nach Nahrung suchend. Leise plätschert ein Bach ins Tal. Die Blumen nicken mir freundlich zu. Tausende silberne Taufkugeln leuchten im Sonnenschein.

Alles Leben! Alles freudig gestimmt! Auch ich! Leichten Fußes streb' ich weiter, ich ziehe den köstlichen Frühlingshauch in meine Brust, meine Seele schwingt, leise summe ich ein Lied vom Arbeitsmann.

Noch einen kleinen Hügel erklimme ich. Vor mir das Tal, das Tal der Arbeit. Sinnend bleibe ich stehen. Da! Der Schrei einer Fabrik! Ich greife fester an den Stod, hart dröhnt mein Schritt. Der Rhythmus der Arbeit beginnt. Schon stößt die Fabrik schwarzen Atem aus ihrem Leib und treibt ihn mir ins Gesicht. Zitternd und jierig lauert sie auf die Menschenleiber — ohne ihnen kein Leben. Schon locht und brodelnd es in ihrem Leib, leise summt ihr Herz im Takt. Noch einmal schreit die Fabrik. Spüte dich! Noch härter wird der Schritt. Gleich, gleich bin ich bei dir. Längelnd fliegt ein bunter Schmetterling vor mir, ich möcht' ihm nach. Noch einmal wende ich mich um. Lachender Frühling, du bleibst draußen! Ich werde Maschine acht Stunden lang!

## Wie gewöhnt man sich das leidenschaftliche Rauchen ab?

In den „Mitteilungen des Oesterreichischen Volksgesundheitsamtes“ beschäftigt sich der Privatdozent Dr. Kollert mit dieser wichtigen Frage: Wie bringt man einen Raucher dazu, auf seine Leidenschaft zu verzichten, und wie kann man ihm dabei helfen? Damit ist gesagt, daß die Bekämpfung des Rauchers als Persönlichkeit das Wichtigste ist und erst in zweiter Linie die spezielle Bekämpfung dieser Leidenschaft kommt. Man muß sich fragen, wie kam der Mann zu seiner Leidenschaft? Warum kann er ihrer nicht Herr werden? Ist er ein Schwächling überhaupt, der jedem Impuls haltlos preisgegeben ist, so stehen wir einem völlig anderen Problem gegenüber, als wenn wir einen normalen Menschen vor uns haben, der durch das Rauchen über einer seelischen Konflikt ein wenig hinwegkommen will. Ganz anders wieder ist das Problem, wenn ein Mensch das Uebermaß der Arbeit, das er zu leisten hat, sich durch ein Aufpulverungsmittel erträglich machen will. Weiterhin muß man nach den inneren Beweggründen forschen, die den Rauchern hindern, auf die Zigarre zu verzichten. Ist es vorwiegend die Lust, am Gewohnten festzuhalten, so werden wir ihn aus der gewohnten Bahn herauszureißen suchen, indem man ihm z. B. die ungeheure Macht der Reklame vorstellt, die der Staat auf die verschiedenste indirekte Weise in Anwendung bringt, um die Steuerquelle, die ihm (es dem Nikotin) genügt fließt, möglichst ausgiebig zu benutzen. Sind vorwiegend Sensationen in der Mundschleimhaut die Ursache dafür, daß ein Verzicht schwer ist, dann wird man Mentholpräparate,

Scheinzigaretten, Kaugummi u. a. geben können. Vor allem aber ist zu betonen, daß die Nikotinabstinenzkur ebenso wie jede andere Abstinenzkur zu werten ist. Nur sehr selten kann ein Mensch durch seinen Willen zum allmählichen Verzicht auf ein Genußmittel gebracht werden. Entweder er kann plötzlich völlig auf das Mittel verzichten, oder alles bleibt schließlich beim alten. Da aber bei langem Nikotinmißbrauch schwere Veränderungen der inneren Organe und Nervensstörungen auftreten, muß der Patient während einer plötzlichen Abstinenzkur strengstens beobachtet werden, eventuell für einige Tage eine Heilanstalt ansuchen. Gelingt es ihm nur wenige Tage durchzuhalten, so sinkt erfahrungsgemäß meist das Verlangen nach dem Mittel um ein Bedeutendes und der Patient kann bei einigem guten Willen wieder sich selbst überlassen bleiben. Ein Unterschied ist im übrigen noch zu machen zwischen solchen Gewohnheitsrauchern, die ein bestimmtes Quantum Tabaksgenuß auf den ganzen Tag verteilen und solchen, die man zu den berüchtigten Kettenrauchern zählt, d. h. die eine Zigarre oder Zigarette an der anderen angünden, mit ihr aufstehen und sich abends damit schlafen legen. Die Kettenraucher sind die am gefährdetsten. Ihnen kann man nur raten, zum mindesten langsamer zu rauchen, um auf diese Weise den Konsum des ganzen Tages etwas herabzudrücken. Von den Kettenrauchern sind wiederum am gefährdetsten die Zigarettenraucher, weil bei ihnen zu den Schädigungen durch Nikotin noch die Nachteile des Papiers kommen, das beim Rauchen von Zigaretten mit verbrannt wird. Das Beste allerdings ist, daß man sich von vornherein erst gar nicht in eine unlösliche Abhängigkeit vom Tabak und von sonstigen anderen Karfo:ka:z bringt.

## — — — Allerlei. — — —

**Das schnellste Wesen der Welt.** Ein englischer Gelehrter hat eingehend den Flugmechanismus einer südamerikanischen Fliege studiert, die als *Cephenemyia* bekannt ist. Er nennt dieses Tier das schnellste Wesen der Welt, denn diese Fliege legt in einer Stunde 1230 Kilometer zurück, also etwa 350 Meter in der Sekunde, und mit dieser ungeheuren Kraft, die in ihrem leichten Körper aufgespeichert ist, bewegt sie sich so leise dahin, daß man sie nur wie einen Punkt vorüberfliegen sieht. Wäre der Mensch imstande, einen ähnlichen Flugapparat für sich herzustellen, dann würde sich der Schnelligkeitsrekord unserer Flugzeuge, der 460 Kilometer in der Stunde beträgt, fast verdreifachen lassen.

**Die Indianer sterben nicht aus.** Entgegen der weitverbreiteten Annahme, daß die amerikanischen Indianer ein allmählich aussterbendes Volk seien, zeigen die neuesten Zahlen über die Bevölkerungsbevægung der verschiedenen Stämme innerhalb der letzten Jahre eine Zunahme. Wohl hat das immer weitere Vordringen der europäischen Kolonisatoren den Rothhäuten einst arg mißgespielt, ihre Daseinsbedingungen aufs äußerste erschwert und so ihre Bevölkerungszahlen dezimiert. Doch für die letzte Zeit ist eine rückläufige Bewegung zu bemerken. Die Statistik stellt fest, daß zurzeit 349,595 Indianer in den Vereinigten Staaten leben; seit den letzten 10 Jahren hat ihre Zahl um 16,585 oder um 4,8 Prozent zugenommen. Die Zunahme verteilt sich natürlich nicht auf alle Stämme gleichmäßig. Interessanterweise konnte aber festgestellt werden, daß beispielsweise gerade die im Südwesten lebenden Navajos, von denen im allgemeinen der Glaube verbreitet ist, daß sie am völligen Aussterben seien, ganz besonders rasch

an Zahl zunehmen. Im Jahre 1869 wurden ihrer nur noch 9000 gezählt, heute hat sich ihre Zahl auf 38,000 erhöht. Die größte Zahl der Indianer bewohnt Oklahoma: die 5 zivilisierteren Stämme erreichen allein 100.000 Seelen. — Diese günstige Entwicklung der Bevölkerungszahlen wird in der Hauptsache auf die wesentliche Besserung der hygienischen Bedingungen zurückgeführt. Heute stehen den Indianern doch schon eine nicht unerhebliche Anzahl Ärzte und Kinderpflegerinnen zur Verfügung. Die Summen, die für die Ausbildung der Kinder sowohl wie für ihre ärztliche Ueberwachung und jänitäre Fürsorge bestimmt sind, haben sich innerhalb der letzten 50 Jahre vertausendfacht.

## — — — Weiteres. — — —

### Englischer Humor.

Vater: „Eure Mutter war noch nicht so auf den Männerfang dressiert wie ihr Mädchen von heutzutage.“ Die Töchter (wie aus einem Munde): „Nein, das stimmt! Aber man sieht auch, was sie gefangen hat.“

„Merkwürdig, daß Sie bei Ihrer Neigung für das schöne Geschlecht unverheiratet geblieben sind!“ — „Ja, ich weiß es selbst nicht recht“, erwiderte der also Interpellierte, „aber man kann ja doch auch Blumen lieben, ohne deshalb den Wunsch zu hegen, ein Gärtner zu werden.“

Eine verschrobene und obenbrein stark kurz-sichtige alte Dame im Wirtshaus: „Hier ist wieder eins der scheußlichsten Porträts, die man heutzutage als Kunstwerke bezeichnet!“ — „Verzeihen Sie, gnädige Frau“, belehrt der Ladenbesitzer gelassen die Entrüstete, „aber Sie stehen ja auch vor einem Spiegel!“

Der Schulinspektor prüft in der Religionsstunde eine Mädchenklasse. „Wenn alle guten Menschen weiß und alle schlechten schwarz wären, für welche Farbe würdet ihr euch entscheiden?“ Die einen antworteten „Weiß“, die anderen „Schwarz“. Die kleine Mary aber hob den Finger und rief: „Ich möchte gefleckt sein.“

Der kleine Bruder zu seiner verlobten Schwester: „Du hast aber gar nicht so müde ausgesehen, wie ich es mir gedacht hatte.“ — „Müde? Wie kommst du denn darauf?“ — „Nun, Mutter sagte doch erst gestern, daß du monatelang hinter Mr. Hobbs hergelaufen bist.“

„Mein Vermögen ist der Lohn für zehn Jahre unendlicher Geduld, unermüdblicher Anstrengungen und größter Selbstverleugnung!“ — „Nanu! Ich denke, Sie haben Ihre alte Tante beerbt?“ — „Na ja! Das ist es ja gerade!“

Dame im Strumpflager: „Haben Sie fleischfarbene Strümpfe?“ — „Aber gewiß, gnädige Frau, in allen Farbtönen“, erwiderte die Verkäuferin. „Sie können sie hell, gelb, braun oder schwarz haben.“

### Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel: 1. Dreißig; 2. Emma; 3. Rembrandt; 4. Zeißig; 5. Unterhaus; 6. Geschäfte; 7. Deana; 8. Elle 9. Siam; 11. Erde; 12. Reizen; 13. Zacharias; 14. Essen; 15. Nashorn; 16. Siegfried; 17. Indien; 18. Saturn. — „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.“